Furore gemacht

Der Größte auf dem grauen Kapitalmarkt ist in der Klemme – seine Bank bleibt vorläufig geschlossen.

Zum nächsten Weihnachtsfest hatte sich der Privatbankier Heinz Steinhart etwas Nettes für die Saarländer ausgedacht. Noch vor dem Jahreswechsel, so versprach er ihnen, könnten sie in Saarbrücken unter Palmen liegen und „Bananen pflücken".

Palmen und Bananenbäume sollten für 15 Mark Eintrittsgebühr zu haben sein – in einem „Aquadrom", das Steinhart in Saarbrücken bauen wollte. Knapp 57 Millionen Mark, versicherte er, würden in das exotische Wellen-, Dampf- und Strudelbad investiert.

Doch bis jetzt ist nicht einmal die Baugrube ausgehoben. Ob jemals dort Handwerker anrücken werden, ist inzwischen fraglich geworden: Der Bankier ist etwas klamm.

Ende vergangenen Monats ließ die Berliner Banken-Aufsichtsbehörde das Pforzheimer Bankhaus Steinhart KG schließen. Prüfer hatten unsichere Kredite an Steinhart-Firmen entdeckt, Bankbesitzer Steinhart konnte nicht schnell genug, wie verlangt, 5,57 Millionen Mark auftreiben.

Die Nachricht von der Schließung verschreckte nicht nur die Kunden der kleinen Privatbank (39 Beschäftigte, gut 300 Millionen Mark Bilanzsumme), sondern auch Tausende von Geldanlegern. Der 44jährige Steinhart ist zwar kein bedeutender Banker, aber er gilt als der Größte im sogenannten grauen Kapitalmarkt – jenem Finanzsektor, in dem das Geld steuersparender oder risikobereiter Anleger in Bauherren-Modellen verschwindet oder in Schiffsbeteiligungen, in Soja-Plantagen oder Filmproduktionen.

Steinhart placierte, unter anderem, Immobilienfonds wie den „City-Einkaufspark Pforzheim" oder die Passage „Mannheim T 1". Das war einfache Dutzendware, die, wie gewöhnlich, den Geldgebern nicht die erwartete Rendite brachte.

Aber dann hatte er eine blendende Idee. Jahr für Jahr, so merkte Steinhart, geben die Deutschen mehr Geld für ihre Freizeit aus. Vergnügungsparks und Bowlingbahnen gab es bereits genug. Was nach Meinung des Pforzheimers noch fehlte, waren „Spaßbäder": luxuriös ausgestattete Badeanstalten mit Wellenschlag und Whirlpool, Sand und Solarien, Palmen und Drinks.

Die ganze Republik wollte der Bankier mit seinen Spaßbädern überziehen, mit 30 Stück Marke „Aquadrom" und 20 Stück Marke „WaBaLu" (Wasser, Baden, Luft). Die Kosten von rund zwei Milliarden Mark sollten von privaten Anlegern aufgebracht werden, denen der Bankier schöne Renditen in Aussicht stellte. Und dann wollte Steinhart auch noch Senioren-Residenzen und Hotels bauen.

Etwas voreilig wurde Steinhart in der Pforzheimer Lokalzeitung zum „König im Reich der Bäder" ausgerufen. Steinhart brachte es bislang auf vier Badeanstalten in seinem bunt zusammengewürfelten Firmenimperium.

Das hatte sich der gelernte Steuerbevollmächtigte seit Anfang der siebziger Jahre zurechtgebastelt. Das Pforzheimer Hotel „Goldene Pforte" gehört dazu und das Modehaus Valentin, die Maschinenbaufabrik Eubama in Rottweil und das Bad „Miramar" in Weinheim. Herzstück der „Unternehmensgruppe Steinhart" (Firmensymbol: ein goldenes Eichenblatt) ist die vor sechs Jahren gegründete Bank.

Bankier Steinhart*: „Ein Kesseltreiben"

Daß die nun geschlossen bleibt, verbittert Steinhart. Denn die Bank, sagt er, „ist mein Lebensziel". Das Sanierungskonzept, das er Mittwoch vergangener Woche dem Aufsichtsamt in Berlin vortrug, konnte die Bankenkontrolleure jedoch nicht überzeugen.

Steinhart wittert ein Komplott: Der Bundesverband deutscher Banken habe gegen ihn „ein Kesseltreiben" inszeniert „mit der vollen Absicht, mein Privatbankhaus zu zerschlagen". Der Pforzheimer, der in seinen 23 Firmen rund 1000 Leute beschäftigt, glaubt, er sei den deutschen Großbanken zu mächtig geworden – schließlich habe er „am deutschen Kapitalmarkt Furore gemacht".

Tatsächlich hat Steinhart teils pfiffige Ideen verwirklicht, teils zweifelhafte Methoden praktiziert: So belieh er einmal, vermutlich in Geldnöten, ein Akkreditiv gleich bei zwei verschiedenen Banken.

Aufsehen erregte er Anfang der achtziger Jahre in der Bankierszunft, als er Zinsen auf Gold zahlte. Wer Edelmetall für mindestens ein Jahr seiner Bank überließ, erhielt von Steinhart drei Prozent Zinsen auf den Wert des Goldes. Den Goldverarbeitern in der Schmuckstadt Pforzheim stellte er dann das Gold gegen sechs Prozent Zinsen zur Verfügung. Bezahlen konnten die Schmuckhersteller bei Steinhart, wenn ihre Abnehmer die Ware bezahlt hatten.

Die Deutsche Bank oder die WestLB werden sich durch solche Nischen-Geschäfte kaum attackiert fühlen. Ärger hingegen bekam Steinhart von einer anderen Seite: von Heinz Gerlach, einem Kenner des grauen Kapitalmarkts und Herausgeber des Branchen-Informationsdienstes „gerlach-report".

Seit mehr als einem Jahr beobachtet Gerlach mit zunehmendem Mißtrauen die Aktivitäten des emsigen Bankiers. Nach Gerlachs Ansicht zieht Steinhart mit seinen Spaßbädern die Anleger über den Tisch: Die Baukosten seien viel zu hoch, die Kosten für Erneuerungen viel zu niedrig angesetzt.

Ein „Aquadrom" mit Baukosten von über 50 Millionen Mark und hohen Betriebskosten muß, wenn es rentabel arbeiten soll, etwa 500 000 Badegäste pro Jahr anlocken, und jeder Besucher muß im Durchschnitt 25 Mark ausgeben. Das dürfte nicht leicht zu erreichen sein.

Steinharts Pilot-Projekt jedenfalls, das „Aquadrom" in Bad Urach, läuft keineswegs so gut, wie es der Initiator beschrieben hatte. Steinharts Glanzstück hingegen, das für knapp 55 Millionen Mark erbaute „Aquadrom" Bochum, zog vergangenen Monat im Schnitt täglich 2000 Besucher an – weit mehr als erwartet. Doch das Bochumer Luxus-

* Im „Aquadrom" Bochum.

bad wurde erst im Mai eröffnet, die Attraktivität kann bald nachlassen. Mit Sicherheit aber wird Bochum nicht, wie Steinhart es in besseren Zeiten den Stadtvätern versprochen hatte, die „Bäderhauptstadt Europas".

Rund 220 Millionen Mark Anleger-Gelder wollte der Bankier in Bochum investieren: unter anderem für ein aufwendiges „WaBaLu" und ein Luxushotel namens „Graf Engelbert". Zwar will Steinhart – auch nach der Schließung seiner Bank – unverdrossen weiter Gelder für den Bau von Badeanstalten einsammeln lassen: „Der Freizeitbereich hat mit der Bank nichts zu tun."

Aber derzeit kommt Steinhart schwer an frisches Geld für seine „Aquadrom"-Projekte. Zu ungewiß ist den meisten Investoren die Zukunft des Spaßbad-Initiators. Zudem ermittelt die Staatsanwaltschaft Mannheim in einer Steuerstrafsache gegen den vielseitigen Unternehmer.

Schwere Aufgabe für Bankenkontrolleure und Staatsanwälte: Steinhart, so hat sein Gegner Gerlach schon im vergangenen Jahr befunden, könne „nur ein Unternehmer-Genie sein oder ein Größenwahnsinniger, der ein Finanzdesaster hinterlassen wird".

WERFTEN

Alles umkämpft

Die Bremer Vulkan-Werft soll, modernisiert und neu strukturiert, endlich wieder Geld verdienen.

Rudolf Deichner, Aktionär der Bremer Vulkan-Werft, will endlich wissen, woran er mit seiner Firma ist. Die Geschäftsführung soll sagen, wer sich als Großaktionär eingekauft hat. Andernfalls will der aufgebrachte Anteilseigner, im Hauptberuf Amtsgerichtsdirektor in Bad Dürkheim, dem Vorstand die Entlastung verweigern.

Das werden schwere Stunden für den Vorstandsvorsitzenden Friedrich Hennemann. Selbst wenn sich der kühle Norddeutsche nicht durch hitzige Attakken aus der Ruhe bringen läßt – die Frage nach dem geheimnisvollen Großaktionär wird er auch auf der Hauptversammlung am Donnerstag dieser Woche nicht beantworten können.

Bekannt ist bislang nur, daß 40 Prozent des Grundkapitals der Bremer Vulkan AG Ende 1985 an eine Schweizer Bankengruppe gingen. Diese Aktien, die vorher dem Stadtstaat Bremen, der Hapag-Lloyd und dem Industrie-Erben Hans Heinrich Thyssen-Bornemisza gehört hatten, waren vom Bremer Senat in die Schweiz verkauft worden.

Seitdem wird gerätselt, wer diese Aktien mittlerweile besitzen könnte. Meistgenannter Kandidat: die Daimler-Benz AG. Kooperationen zwischen der Bremer Vulkan und MBB sowie der Mercedes-Tochter AEG sahen viele Aktionäre als Beleg für ein heimliches Daimler-Engagement an. Der Kurs der Vulkan-Aktien schnellte nach oben.

Daimler jedoch offenbarte sich nicht als neuer starker Partner. Statt dessen wuchsen die Vulkan-Verluste, drei Kapitalerhöhungen wurden nötig, und die erhofften Dividenden blieben aus. Der Kurs der Vulkan-Aktie fiel wieder.

Die Verluste vor allem werden Vulkan-Chef Hennemann auf der Hauptversammlung vorgehalten werden. Im vergangenen Jahr rutschte die Werft mit 168 Millionen Mark ins Minus – gut 110 Millionen mehr, als der Vorstand eingeplant hatte. Aktionärsvertreter Heinz Saerberg, Vorsitzender der Gesellschaft für Wertpapierinteressen, will aus diesem Grunde dazu aufrufen, dem Management die Entlastung zu verweigern.

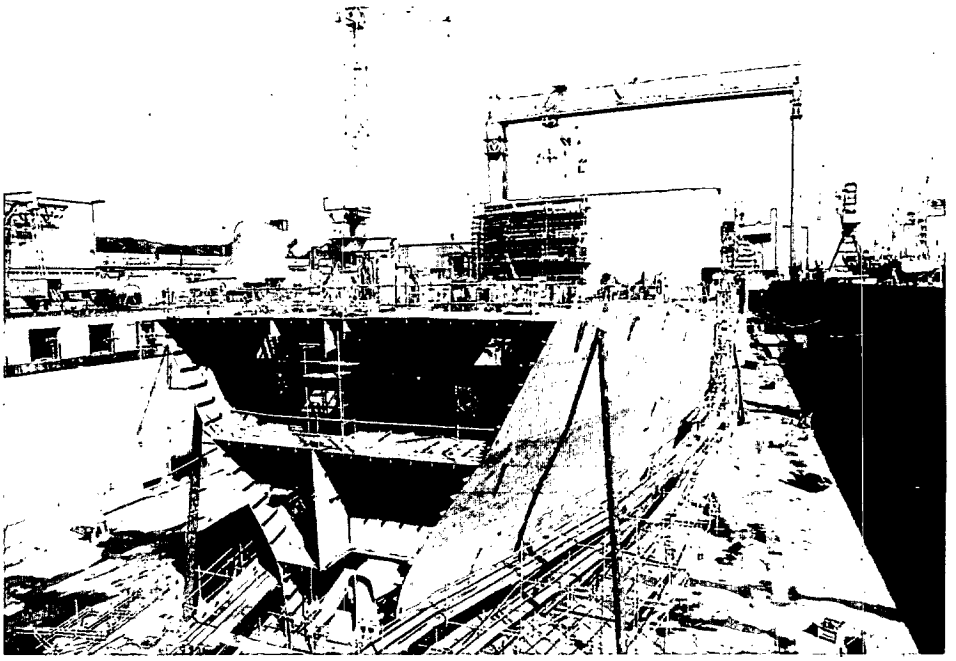
Auf die Frage allerdings, wie lange es denn mit Verlusten weitergehen soll, hat Hennemann – anders als beim Thema Großaktionär – eine klare Antwort parat: Von 1990 an soll der Bremer Vulkan wieder schwarze Zahlen schreiben.

Hennemann gründet seinen Optimismus auf ein Strukturkonzept, das den Bremer Werftenverbund neu organisiert und wettbewerbsfähiger macht. Die zusammengeschlossenen Werften Schichau Unterweser, Seebeck, Lloyd, Bremer Vulkan und die Wilhemshavener Neue Jadewerft sollen rationalisieren, sich spezialisieren, enger zusammenarbeiten und auch außerhalb des traditionellen Schiffbaus Geld verdienen.

Zu Hennemanns Konzept gehört aber auch, daß die Werftengruppe künftig mit noch weniger Leuten auskommt. Von fast 8000 Beschäftigten sollen Ende dieses Jahres nur noch 6500 da sein. Auch die Kapazitäten des Handelsschiff-Neubaus sollen um ein Drittel verkleinert werden.

Der Schiffbau wird, wenn die Aktionäre Hennemanns Plan zustimmen, nur noch die Hälfte der Bremer Werftaktivitäten ausmachen. Längst ist deutschen Schiffbau-Managern klar, daß sie nicht mehr mit den Konkurrenten in Südostasien mithalten können, die vor allem Schiffe einfacherer Bauart billiger fertigen.

Für die Deutschen mit ihrem vergleichsweise hohen Lohnniveau bleiben nur Spezialschiffe, die viel Technologie erfordern, und Passagierdampfer der Luxusklasse. Der Marineschiffbau, der viel moderne Technologie erfordert, der aber auch gutes Geld bringt, wird in Bremen fortgesetzt, aber nur noch weniger als ein Zehntel zum Umsatz beitragen.



Vulkan-Werft in Bremen: „Das Gehirn sind die Ingenieure"

Beachtliche neue Verdienstmöglichkeiten erwarten sich die Werftmanager dagegen vom Reparaturgeschäft. Mehr als ein Viertel aller Arbeitsstunden auf den Bremer Werften soll deshalb in Zukunft für Modernisierung, Überholung, Umbau und Reparatur von Schiffen aufgewendet werden. Durch den schnellen Umbau des Luxusliners „Queen Elizabeth 2" hatte sich vor allem die Bremerhavener Lloyd-Werft einen Namen gemacht. Der Werbeeffekt war groß, an Nachfolgeaufträgen besteht seitdem kein Mangel.

Als dritten Zweig der neustrukturierten Unternehmensgruppe möchte Hennemann den Maschinen- und Anlagenbau ausbauen. Er will Ernst machen mit der seit mehr als zehn Jahren von vielen Werftbetrieben – überwiegend folgenlos